

Ein Blick in das Fotoalbum von ...: August Zirner

8. Januar 2022, Protokoll: Sebastian Xanke

Der Schauspieler zeigt Bilder seiner Kindheit in den USA, dem Modehaus seiner Oma in Wien, das die Nazis enteignet, und seiner großen Rolle als Hund.

Draußen ist es ungemütlich: minus ein Grad, Schneeregen. August Zirner, 65, bestellt heiße Zitrone, dazu eine Kürbissuppe. Der Schauspieler sitzt in einem Restaurant in München, er hat Fotos vor sich ausgebreitet, die Tische um ihn herum sind leer. Mit seiner Tochter Ana hat er sich auf Spurensuche in der Familie begeben und ein Buch über ihre jeweiligen Großmütter geschrieben.

Kindheit



(Foto: privat)

Das war in unserem Garten in Urbana, Illinois. Mein Vater hat versucht, mir das Laufen beizubringen. Ich bin arglos, geschützt in einem Elfenbeinturm aufgewachsen, im wahrsten Sinne des Wortes: an einer Universität in Illinois. Da waren Emigranten aus ganz Europa, Wissenschaftler, Musiker, Physiker wie Heinz von Foerster. Mein Vater arbeitete als Leiter der Opernabteilung. Es war eine absolut liberale Gesellschaft (und wir reden von den späten Sechzigerjahren). Homosexualität war normal. Es gab zum Beispiel einen bekannten Architektur-Professor, der homosexuell war und in einem wunderschönen Haus wohnte. Ästhetik spielte eine Riesensrolle, die

Homosexualität überhaupt nicht. Es gab Frauen in starken Positionen an der Universität, einfach weil sie die besseren Professoren in ihrem Fach waren. Ich dachte bis vor ungefähr fünf Jahren, so wäre Amerika. Ein Land der Liberalität und der Gleichberechtigung, in dem kommuniziert und unkategorisch gedacht wird. Mit dem Foto verbinde ich aber auch eine Sehnsucht nach meinem Vater. Er starb, als ich 14 Jahre alt war, an Krebs – nach langer Krankheit. Und ich habe unterschätzt, wie sehr bei mir die Trauer ausgeblieben ist. Ich war 14, in der Pubertät, dann hatte ich eine Rockband, ging nach Wien und in die Schauspielschule. Ich bin nie richtig dazu gekommen, um meinen Vater zu trauern. Das hole ich im Alter nach. Ganz komisch, dass das überhaupt geht. Aber es ist halt so. Ich sage immer: besser spät als nie.

Kritik



(Foto: imago)

Das ist eine Szene aus dem Eröffnungsfilm für die Berlinale 1995: „Das Versprechen“ von Margarethe von Trotta, ich spiele an der Seite von Corinna Harfouch. Ich kannte Margarethe schon früher, weil sie öfters in die Münchener Kammerspiele kam und sich Aufführungen angeschaut hat. Ich habe mir immer gewünscht, mit ihr zu drehen, und sie hatte mir auch schon einmal ein Angebot gemacht – aber die Kammerspiele haben mich nicht freigegeben. Irgendwann bin ich dann vom Theater weggegangen, weil ich meine eigenen Projekte bestimmen wollte. Dann kam der Anruf zu „Das Versprechen“, Margarethe hat mir das Drehbuch geschickt. Ich habe ihr sofort zugesagt. Über die Jahre habe ich sehr intensiv mit ihr zusammengearbeitet. Sie ist eine, die mich kritisieren kann, und zwar so, dass es mich weiterbringt. Margarethe schaut sehr genau, und ich fühlte mich durch ihren Blick erkannt. Das gibt es zwar noch, aber immer seltener, dass jemand sagt, ich sehe deine Potenzialität. Die Regisseurin Sandra Nettelbeck kann das auch. Wenn sie „August“ gesagt hat, wusste

ich schon Bescheid. Mich interessiert in der Arbeit mit einem Regisseur oder einer Regisseurin die Auseinandersetzung. Das Schlimmste ist, und das passiert sehr häufig, wenn ein Regisseur „super“ sagt. Der Subtext ist: Ich habe wenig Zeit, war okay so, nehmen wir.

Kulturlosigkeit



(Foto: SZ Photo/IMAGNO/Votava)

Das Modehaus meiner Großmutter Ella Zirner-Zwieback, das Maison Zwieback & Bruder in Wien. Ella war Jüdin, 1938 wurde sie von den Nazis enteignet und ging nach Amerika. Ich beginne jetzt erst langsam zu begreifen, wie demütigend das war und wie unverzeihlich das ist. Jeder, der heute sagt „Ja mein Gott, das ist die Vergangenheit“, ist ein Geschichtsignorant. Das Kaufhaus steht übrigens noch immer in Wien, man kann es jederzeit besuchen. Wenn ich das Gebäude heute sehe, spüre ich einen kleinen Hass oder mehr so etwas wie Verachtung. Ich denke mir, schau mal, wie kulturlos und kommerziell die gesamte Kärntnerstraße geworden ist: ein Apple-Shop, ein Mostly-Mozart-Shop, ein Klimt-Impressionen-Shop, Nippes.

Literarisches Debüt



(Foto: Stephan Rumpf)

Der Untertitel unseres Buchs „Ella und Laura“ heißt „Von den Müttern unserer Väter“. Ana schreibt über die Mutter ihres Vaters, also über meine Mutter Laura, und ich schreibe über die Mutter meines Vaters: Ella. Was uns verbindet, ist, dass diese beiden Frauen sehr stark waren – auf ganz unterschiedliche Weise. Als Schwiegermutter und Schwiegertochter waren sie sich aber spinnefeind. Das ist die Komik, dass wir uns zwei Frauen widmen, die beide auf meinen Vater eifersüchtig waren. Mit dem Buch verschaffe ich meiner Großmutter und Ana meiner Mutter Gehör. Man hat die Chance, in die Vergangenheit hineinzuhorchen. Ich habe durch Ana Sachen über meine eigene Mutter erfahren – was total schön ist. Wir wollen Menschen aus der Vergangenheit würdigen.

Die Liebe



(Foto: Matthias Baus)

Die Eltern meiner Kinder, also meine Frau und ich. Das Stück heißt „Die Ziege oder wer ist Sylvia“ von Edward Albee. Wir haben es am Volkstheater München drei Jahre lang gespielt. Es geht um einen Architekten, der seine Frau heiß liebt, aber gleichzeitig ein Liebesverhältnis mit einer Ziege hat. Ich habe mich für die Rolle sehr viel mit Sodomie und Ziegen beschäftigt. Da habe ich kapiert, dass es dem Architekten gar nicht um Sex geht, sondern um Liebe. Das ist der eigentliche Verrat.

Unsere Tochter Ana, damals schon 19 Jahre alt, hat das Stück gesehen, ist blass in die Garderobe gekommen und hat gesagt: „Ihr müsst mir versprechen, dass meine Geschwister sich das nie anschauen.“ Es ist ein ganz tolles Stück, ein böses, aber sehr komisch. Kennengelernt habe ich meine Frau in Hannover am Theater. Wir haben „Die Jungfrau von Orleans“ zusammen gespielt. Ich war der Dauphin und sie die Jungfrau – durch mich wurde sie die Freifrau von Orleans. Schon bei den Proben entstand unser Erstgeborener Johannes. Ich wurde mit 23 Jahren das erste Mal Vater. Das ist sehr früh.

Wuff Wuff



(Foto: privat)

Das war meine erste Rolle – mit der ich wirklich erfolgreich war. Ich habe den Hund im „Braven Soldaten Schwejk“ von Ernst Krenek in der Opernschule meines Vaters an der Universität von Illinois gespielt. Meine Aufgabe war, den Dirigenten, meinen Vater, im Blick zu haben und im Takt zu bellen, immer auf der Zwei und auf der Vier. Nach einer Probe habe ich meinen Eltern gesagt: „Ich möchte nur, dass ihr wisst, ich habe in dem Hund geweint.“ Da waren so viele Drähte drin, damit sich die Augen drehen konnten und der Mund aufging. Ich habe den Hund leidenschaftlich gespielt, aber das Kostüm hat mich gefoltert.

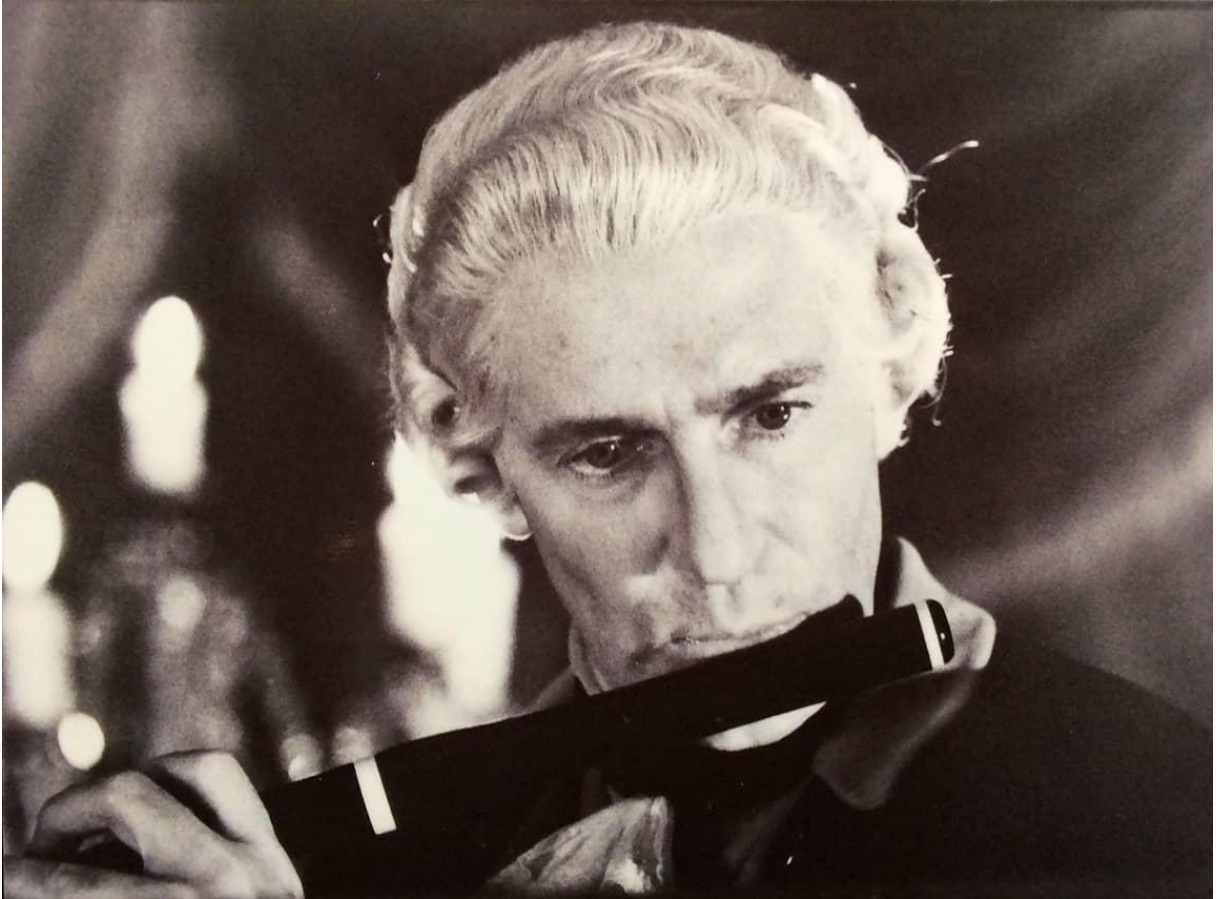
Heimat



(Foto: Catharina Kleber/ZDF)

Für die Arte-Sendung „Ein Mann, ein Hund, ein Pick-up“ (2017) wurde ich angefragt, weil ich Englisch spreche und Amerikaner bin. Ich habe mich auf die Spuren von John Steinbeck begeben – zusammen mit Catharina Kleber, der Tochter von Claus Kleber. Seit der Reise habe ich meine Nähe zu den USA verloren. Ich habe zu viele Leute mit Waffen gesehen. Aber es war auch grandios, weil ich ein Amerika kennengelernt habe, das ich nicht kannte. Ich habe einen alten Schulfreund von mir getroffen, der Polizist ist. Er sagte den schlagenden Satz: „Die einzigen Leute, die in diesem Land Waffen tragen sollten, sind Polizisten.“

Musik



(Foto: Bavaria-Film/ZDF)

Ich müsste da 43 Jahre alt gewesen sein und habe in „Trenck – Zwei Herzen gegen die Krone“ Friedrich den Großen gespielt. Das war eine Rolle, mit der ich mich wahnsinnig viel beschäftigt habe – so sehr, dass ich anfang, wieder verstärkt Flöte zu spielen. Ich habe entdeckt, dass es Solfeggien von Friedrich dem Großen gibt, also Etüden für die Flöte. Gelernt habe ich das Spielen aber schon viel früher, zuerst mit einer Blockflöte, da war ich etwa sieben. Danach kam die Querflöte. Mit 15 hat mir jemand eine Platte von Jethro Tull geschenkt, und da fing ich an, mehr Jazzflöte zu spielen. Heute spiele ich mit verschiedenen Bands.